m besten legt man die Platten in heißes Wasser und
ßt sie ungefähr eine halbe Stunde weichen. Dann
ßt sich die Schicht leicht mit einer gebrauchten Rasier-
inge entfernen. Doch ist jede Scheibe möglichst noch
nmal nachzuspülen und zu trocken. Zum Putzen be-
tze man zwei verschiedene Tücher. Die Scheibe muß
ank und trocken sein.

Wer nicht den Mut und das Talent zum eigenen
ntwurf hat, nehme eine Zeichnung als Vorlage, die
unter das in Angriff zu nehmende Glas legt und
nn mit der harten Feder nachzieht. Die dazu ver-
andte Tusche braucht nicht unbedingt schwarz zu sein,
e überhaupt die Wahl der Farben, des Musters und
s Beiwerks ganz im Belieben und im Geschmack des
nzelnen liegt. Im Anfang bevorzuge man Entwürfe
d Muster von einfachster Linienführung. Doch —
s wächst der Mensch mit seinen höheren Zielen".

Beim Zeichnen beachte man noch folgende Regel:
eiße Unterlage benutzen zur Schonung der Augen
d zur besseren Konzentration des Blickes auf die
ichnung, Feder nicht aufdrücken, leicht führen, auf
htiges Verhältnis der Zeichnung zum eventuellen
ien Raum innerhalb des Glases achten.

Sind die Konturen des Bildes fertig, so beginnen
r mit dem Austuschen. Dies geschieht, falls das Bild
ilweise oder ganz schwarz sein soll, mit Tusche von
tsprechender Farbe. Hierzu benutze man die weiche
eder, Feder nicht zu voll nehmen, kräftiger drücken,
er darauf achten, daß nichts überläuft. Das Glas
im Tuschen — wie auch später beim Bronzieren —
räg zur weißen Unterlage halten. Ausgetuschte Bil-
r nicht direkt an die Sonne legen. Etwaige Re-
schen werden nach dem Trocknen mit der Rasier-
inge vorgenommen.

Während die ausgetuschten Bilder trocknen, rühren
ir die Bronze an. Nicht zuviel Tinktur nehmen und
arsam mit der Bronze umgehen. Das richtige
ischungsverhältnis hat man nach einigen Versuchen
ld heraus. Beim Bronzieren nehme man den Pin-
nicht gar zu voll und rühre beim jedesmaligen
ntauchen um. Man soll nicht zu dick auftragen,
er auch nichts durchschimmern lassen. Für kleine
cken und schmale Stellen bediene man sich eines fei-
ren Pinsels. Zum besseren Trocknen der Bronze
ge man der Mischung einige Tropfen Terpentin bei.
e Pinsel sind nach Gebrauch sofort zu reinigen, da
sonst zu leicht unbrauchbar werden. Am besten
ckt man sie in eine mittlere Flasche, deren Boden
as Terpentin, Bronzetinktur oder Petroleum
thält.

Nie lege man zwei bronzierte Bilder aufeinander
man könnte dabei die schönsten Überraschungen er-
en. Während die Bilder trocknen, was etwas länger
uert als bei den nur auszutuschen, kann man den
rton für die Rückwand in der erforderlichen Größe
zeichnen und schneiden. Wer seine Bilder nur mit
iem leichten Streifen einrahmen will, benutze dazu
liko. Die Methoden des Einrahmens sind wieder
rchaus in die Geschicklichkeit und den Geschmack des
nzelnen gestellt. Auf jeden Fall denke man daran,
ß die Zeichnung direkt auf die Pappe kommen muß.
l der Arbeit mit Kaliko achte man besonders auf
e Ecken. Wem das Einrahmen zuviel Mühe macht
er wer bessere Rahmung vorzieht, lasse diese Ar-
iten in einem Einrahmungsgeschäft vornehmen.

Unter all dieser Bastelei, Malerei und Kleberei
an schon manche sonst langweilige Stunde hingehen
d das selbst angefertigte Bildchen macht nachher an
e Wand des eigenen Zimmers, oder als Geschenk
iem uns lieben Menschen überreicht, mehr Freude
s das größte Ölgemälde im Goldrahmen.

Fürs Haus.

Küche und Keller.

Kartoffelklößchen für die Suppe. Man rührt ein
ßeres Stück Butter schaumig und vermischt damit
ch und nach 1 oder 2 ganze Eier, dann kommt Salz
d, nach Geschmack, etwas Muskatnuß und etwa ein
lbes Pfund feingeriebene Kartoffeln dazu. Aus
sem Teig werden kleine Klößchen geformt, die in der
eischbrühe gar gekocht werden.

*

Muschelgericht von Makkaroni als Vorspeise. Weich-
kochte Makkaroni werden in kaltem Wasser abgekühlt
d in kleine Stücken geschnitten. In einem schönen
ück zerlassener Butter werden die Makkaroni, Pfeffer
d Salz, nach Belieben auch gewiegter Schinken oder
aten, Parmesan- oder Emmenthaler Käse und eine
ländische oder Bechamelsoße miteinander gut ver-
scht und die Masse in eingefettete Muscheln gefüllt.
e Muscheln werden dann mit Parmesankäse (zur
rfeinerung auch mit Krebsbutter) bestreut und zu
öner Farbe im heißen Ofen gebacken.

*

Pichelsteiner Fleisch. Man schneidet Kartoffel,
terstile, Selleriewurzel, Karotten, Zwiebel, Weiß-
ut, Wirsing in kleinere Stücke. Zuvor hat man
eres Ochsenfleisch in daumengroße Stücke geschnitten
d in heißem Fett angebraten. Die Gemüsestücke
werden zu dem Fleisch geschüttet, mit Wasser oder
Fleischbrühe übergossen und bis zum Weichwerden ge-
dämpft.

*

Senfkartoffeln. In heißer Butter werden etwas
Mehl und etwas Zucker gebräunt, dann mit gleichen
Teilen Wasser und Weißwein (Apfelwein) löschen und
mit Senf zum Sieden bringen. Gekochte und in Schei-
ben geschnittene Kartoffeln werden etwa eine halbe
Stunde darin gedünstet.

*

Böhmische Zwetschenknödel. Aus Mehl, etwas
Butter, Salz, Eiern und Wasser wird ein Nudelteig
gemacht, der messerrückendick ausgewellt und in vier-
eckige Stücke geschnitten wird. In jedes Stück wird
eine frische gezuckerte Zwetsche gelegt, es werden Knö-
del geformt und in kochendem, schwach gesalzenem
Wasser gesotten. In einer Pfanne wird Butter mit
etwas Semmelbrösel abgeröstet, die Knödel werden
darin gewälzt und mit Zucker und Zimt bestreut an-
gerichtet.

Gesundheitspflege.

Hohle Zähne. Die Löcher in unseren Zähnen ent-
stehen fast alle durch stärke- und zuckerhaltige Nah-
rungsmittel. Wenn Reste von diesen zwischen den
Zähnen haften bleiben, werden sie unter dem Einfluß
von Bakterien sauer und die so entstandene Säure löst
den Kalkmantel der Zähne auf. Das für hohle Zähne
in einem Jahre ausgegebene Geld betrug schätzungs-
weise (die Berechnung ist für 1919 aufgestellt!) 500
Millionen Mark. Da die hohlen Zähne 95 Prozent
aller Zahnkrankheiten ausmachen, würde die Mehrzahl
der Zahnärzte brotlos werden, wenn es gelänge, diese
Volkskrankheit auszurotten. Mit einer völligen Aus-
rottung ist nun wohl allerdings nicht zu rechnen, aber
durch regelmäßige gründliche Reinigung des Mundes
nach den Mahlzeiten ließe sich das übel nach der Auf-
fassung namhafter Gelehrter schnell weit über die
Hälfte einschränken. Von den vielfachen Krankheiten,
welche hohle und faule Zähne im Gefolge haben, soll
hier nicht die Rede sein. Wenn wir diese volkswirt-
schaftlich auswerten wollten, würden ganz ungeheure
Geldsummen auf der Verlustseite zu buchen sein.
Zweck dieser Zeilen war nur, die deutschen Mütter auf
die Gefahr des Hohlwerdens der Zähne hinzuweisen,
damit sie ihre Kinder an regelmäßiges Benutzen der
Zahnbürste möglichst frühzeitig gewöhnen.

*

Hustenmittel. Das kochende Wasser gut geschälter,
rein gewaschener Kartoffeln mit etwas Honig ver-
mischt, heiß und langsam gelöffelt, lindert die Heiser-
keit und behebt Husten und Rauheit im Halse. Be-
währt hat sich auch folgendes: 2 Eßlöffel reinen Spi-
ritus und 1 Löffel Honig auf einen tiefen Teller ge-
schüttet und angezündet. Die leicht abgekühlte Flüssig-
keit gelöffelt, hilft rasch.

*

Kopfschmerzenmittel. Reines, gutes Wasser über
den Durst getrunken, behebt das Leiden bald.

Gemeinnütziges.

Schonende Behandlung der Tapeten. Um die Ta-
peten beim Einschlagen von Nägeln nicht zu beschä-
digen, empfiehlt es sich, an der Stelle, an der ein
Nagel eingeschlagen werden soll, ein kleines Kreuz in
die Tapete zu schneiden, die vier Ecken umzuschlagen
und den Nagel einzuschlagen. Wenn der Nagel ent-
fernt wird, drückt man die Tapete wieder an oder
klebt sie fest.

*

Verrostete Wäschekessel zu reinigen. Stalldünger,
am besten aus Pferdeställen, wird frisch in den Kessel
getan, mit Wasser zum Kochen gebracht. Am zweiten
Tag legt man 3 bis 4 Pfund Soda hinein, läßt alles
gut kochen und schüttet die Flüssigkeit aus. Jetzt wer-
den die Kesselwände gescheuert und endlich trocken ge-
rieben. Sollte nach einmaliger Reinigung der Rost
nicht verschwunden sein, so wird das Verfahren
wiederholt.

*

Reinigung weißer Seide. Man bearbeitet die
weiße Seide mit einem wollenen Tuch, das zuvor in
Magnesia getaucht wird. Die Seide wird dadurch wie-
der wie neu.

Rätsel.

Optisches Scherzbild.
„Welcher Kopf von beiden ist größer?"



Königs-Zug.

		O	WEIT	O		
GE	DIE	TÄ	LER	HÖ	HEN	O
SCHAFT	BRAUN	GEN	TRO	BE	NER	SCHÖ
GE	WELT	SCHLAG	EN	STEIG	GRÜ	NER
MAL	EIN	NACH	DRUCK	DA	DU	WALD
DIE	BO	GEN	ENT	HALT	MEI	NER
DU	NICH	UM	AUF	AN	HEN	LUST
GRÜ	NES	ZELT	GER	DACHT	WE	UND

*

Problem.
„Am Fenster."



*

Logogriph.
Was mit a dich muß erschrecken,
Kann mit ie Behagen wecken.

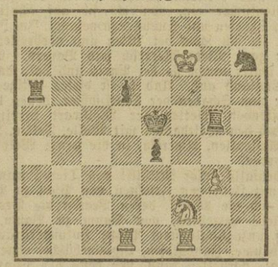
*

Umstellungs-Rätsel.
Aus je zwei Wörtern soll durch Umstellung ihrer Buchstaben ein neues Wort gebildet werden; z. B. Lid und Thema — Mathilde. Auf solche Weise wird aus: 1. Kain und Nord ein Hohenstaufe, 2. Nadel und Thüre eine veraltete Ware, 3. Lar und Loge eine musikalische Bezeichnung, 4. Klee und Post ein Fernrohr, 5. Ares und Kost ein Weiser des Altertums, 6. Kur und Schere ein germanisches Volk, 7. Adler und Hebel eine frühere Waffe, 8. Kreide und Licht eine schöne Eigenschaft, 9. Este und Frost ein Fest, 10. Eris und Tieck eine weibliche Handarbeit, 11. Bier und Rechen ein Verbrecher.

Sind diese Wörter richtig gebildet, so nennen ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von denen die letzteren in umgekehrter Reihenfolge gelesen werden, je eine Blume.

*

Schach-Aufgabe.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

Bezierbild.
„Wo ist der Papa?"
Bild rechts drehen, dann rechts unten zwischen Haus und Bäumen.

*

Bilderrätsel.
„Bücher machen keine Weisen."

*

Rösselsprung.

Wer sich ganz dem Dank entzieht,
Der erniedrigt den Beschenkten.
Grillparzer.

*

Sprichwort-Rätsel.
Den Menschen macht sein Wille groß und klein.

Für den Inhalt verantwortlich: H. Plitsch in Siegen. — Druck und Verlag von W. Vorländer in Siegen.

Unterhaltungsblatt

Beilage zur »Siegener Zeitung«.

Nr. 24. **Siegen, Samstag, den 21. Juni** **1924.**

Sonnenuntergang in einer alten Stadt.

Nun kriechen an den grauen Wänden
Die Schatten langsam zögernd auf,
Und halten mit den langen Händen
Zuletzt der Giebel morschen Knauf.

Es stirbt im Licht der weißen Kerzen
Versunk'nen Tagwerks letztes Gehn,
Und abendtief geneigte Herzen
Nach einem stillen Heimgang flehn.

Horch, sanft vom Turme Magdalenen
Hallt Feierabendglockenton.
Der nimmt und trägt erlöstes Sehnen
Unhörbar in die Nacht davon.

Wilhelm Stolzenburg.

Adjens Sonntag.

Skizze von Diedrich Speckmann.

Die kleine, kurzatmige Lokomotive, die den ganzen Tag hin und her gelaufen ist, um mit dem Sand der durchschnittenen Heidehöhe einen Bahndamm durch die moorige Senkung zu bauen, bleibt stehen und pfeift: Wo—chen—fei—er—a—bend. Sofort nehmen die Nomaden der Arbeit ihr Gerät auf die Schultern und trotten den nahen Baracken zu. Eine halbe Stunde später ist die Kantine bis auf den letzten Platz besetzt. Der Fusel fließt in Strömen, das Lachen, Fluchen, Gröhlen, Toben währt bis tief in die Nacht. —

Taugegliger, Lerchenjubel, Frühglockenklang über den braunen Weiten.

Aus der Tür der Schlafbaracke tritt ein Mann-Kerl, Vagabund, Pennbruder, Grandmonarch würde bezeichnender sein. Mit der groben Hand fährt er sich über die blinzelnden Augen, den quälig gähnenden Mund, durch den dünnen rötlichen Bart, und setzt seinen derben Eichenknüppel an, um einem Fußpfad zu folgen, der von der Bahnstrecke weg in die Heide führt.

Auf einem Gehöft vergnügen sich sonntäglich gekleidete Kinder in der Morgensonne. Plötzlich stockt das Spiel und alle Augen starren in eine Richtung. Als ein kleines Mädchen den Anfang macht, wendet sich die ganze Gesellschaft zu wilder Flucht. Ein Knirps von drei Jahren, der sich schneller in Sicherheit bringen möchte, als seine Beinchen erlauben, kommt zu Fall und schreit, als ob er am Spieße stäke.

„Du lüttje Bangebör, ick do di ja nix."

„Huhuhu, du ole gräsige Keerl, du schast mi nich mitnehmen! Mudder, huhuhu, Mud—der!"

Der gräsige Kerl brummelt einen Fluch in den Bart und setzt im Bummelschritt seine Wanderung fort.

Eine schnurgerade, birkengesäumte Landstraße, die eben anfängt, sich mit Kirchgängern zu beleben.

In munterer Gangart ein Trupp Jungens, die Gesangbücher unter dem Arm. Zwei Nachzügler haben diese aufgeschlagen und murmeln Gesangverse.

Hinter dem Wacholderbusch jenseits des Grabens schüttelt jemand den Kopf und grinst. Genau wie diese Faulpelze hat er's auf eben dieser Straße seinerzeit selber gemacht. Er sieht die Buchstaben auf einmal wieder vor seinen Augen tanzen . . .

Ein Koppel Schulmädchen. Eins wendet zufällig den Kopf zur Seite, stößt die Nachbarinnen an, „Ach!" und eiliger stiebt der Schwarm vorwärts.

Ein grüner Kastenwagen . . . Wie kommt der Häuslingsjunge, der in der Schule der Dümmste war, zu solchen Schimmeln und zu einem so staatschen Weib?! . . .

Ein krummes Männchen mit pfiffigem Gesicht kommt an einer Krücke behend die Straße daher gehumpelt. Daß dich die Motten! der alte Bursche lebt auch noch? . . . Hannes-Ohm, wenn du eine Ahnung hättest, daß deiner Schwester Junge, der als Kind zu deinen Füßen mit Leisten und Lederstücken gespielt hat, so nahe ist! . . .

Als all die festlich gewandeten Menschen vorüber sind, macht auch der im verschlissenen Kleid der Landstraße sich wieder auf die Beine.

Vor dem Kirchhof begleiten die Straße rechts und links schmucke, neue Häuschen, vorn ein paar Blumen, hinten die Schweineställe. Eines verrät auf weißem Porzellanschild den Namen des Besitzers. Auch wieder einer, der früher nichts hatte, als was er auf dem Leibe trug . . .

Wie das Nest sich verändert hat! Die Hauptstraße ist gepflastert, mit den teuren Katzenköpfen sogar. Hinsbauer hat massiv gebaut und bunte Zementplatten aufs Dach gelegt, — fein das! Der Übungsturm der Feuerwehr war früher auch noch nicht da . . . Aber das Wirtshaus an der Kirche ist das alte, noch immer lockt über dem Eingang das schäumende Bierglas.

Eben will er eintreten, da rennt ihm in der Tür der Wirt mit dem Gesangbuch gegen den Magen: „Unter der Kirchzeit wird bei mir nicht geschenkt." Und bums! fliegt die Tür dem Gast vor der Nase ins Schloß.

Was nun? . . . Na, verpennen wir die anderthalb Stunden, bis der scheinheilige Lümmel wieder aufmacht, unter dem Holundergebüsch des Kirchhofs . . .

Die Orgel hört auf zu brummen, nun wird der Pfarrer wohl bald anfangen, den Bauern die Sonntagspredigt zu halten.

Mit dem Schlafen will es nicht gehen, es wird langweilig unter dem Holunder. Vielleicht können die Grabsteine ein bißchen Unterhaltung geben.

Renken, Tödter, Schnaars, Bosselmann, zur Heide, Dehning — Träger dieser Namen hat man ja genug gekannt . . .

Plötzlich stößt der Mann seinen Eichenstock in den Boden, umkrampft mit beiden Händen den Griff und starrt auf die fast erloschene Inschrift eines niedrigen Zementsteins: Hinrich Wohlers.

Das ist sein eigener Name — — — gewesen!

Vor langen Jahren, auf der Walze, in Oberschlesien, sind ihm einmal seine Fleppen gestohlen worden, und ein Pennboos hat ihm mit liegengebliebenen fremden ausgeholfen. Seither ist er der „Adolf Krabinski aus Bunzelwitz", die Kunden aber nennen ihn „Adjen".

Im Lauf der Zeit hat er seinen wirklichen Namen so gut wie vergessen gehabt. Nun steht er da plötzlich vor ihm auf dem Stein, — wie wunderlich so'n paar dumme Buchstaben einen doch anglucken können! . . .

Hinrich . . . die Mutter ist bei seiner Geburt gestorben, ein Vater hat ihn so nicht gerufen. Aber von der Schusterstube, der Schulbank, den Jungenspielen her ist doch ein ganz eigener Klang in diesem Namen . . .

Dem Hinrich Wohlers war es, alles in allem, leidlich ergangen . . . Den Adjen Krabinski hat das Leben jämmerlich zerzaust . . .

Die Orgel fängt wieder an zu summen. Da drückt man sich besser. Wenn die Leute aus der Kirche kommen, und jemand sollte einen erkennen . . .

Das Wirtshaus, vor dem ein Dutzend ausgespannter Wagen steht, wird gleich viel Gäste haben, mit dem Einkehren ist es also nichts. In strammem Marsch zurück nach den Baracken und bis über die Ohren in das lustige Kantinenleben untergetaucht! das wird das richtige sein.

Die staubige Straße glüht im Mittagsbrand, die Knie erlahmen. Na, auf eine halbe Stunde früher oder später kommt es ja nicht an. Er biegt in den Wald zur Linken ab und wirft sich nach einigen hundert Schritten am Ufer des ihn durchströmenden Füßchens unter die Erlen.

Den sich meldenden Hunger stillt ein Stück Brot und ein End' Kantinenwurst. Diese, scharf gepfeffert, erregt dafür einen höllischen Durst. Für ein paar Schnäpse würde der Lechzende ohne Besinnen den doppelten Preis zahlen. Als es gar nicht mehr auszuhalten ist, schöpft er mit hohler Hand aus dem Flusse. Brr! schüttelt er sich schaudernd, so flau und schal schmeckt das Zeug.

Zum Gluckern eines Rinnsals gesellen sich bald kräftige Schnarchtöne . . .

Im Traum biegt der Schläfer wiederum von der staubigen Straße ab . . . steht vor einem sauberen Häuschen . . . liest auf weißem Porzellanschild mit Verwunderung den Namen „Hinrich Wohlers" . . . tritt in eine helle Stube . . . setzt sich an dem blankgescheuerten Tisch . . . eine Frau bringt einen riesigen Kaffeetopf . . . füllt ihm die Großvatertasse bis an den Rand . . . er trinkt wie ein Verschmachtender und trinkt den ganzen Topf leer. „Hihihi, hihihi!" gellt es plötzlich wie Hohngelächter der Hölle, der Träumer reißt die Augen auf und sieht noch eben einen Schwarzspecht über den Baumkronen drüben verschwinden . . .

Ein trübseliger Blick fällt auf seine Füße. Aus dem linken Trittchen muß morgen oder übermorgen der große Anton zum Vorschein kommen. Die Kluft ist böse, böse mitgenommen. Und der Bibi — die ramponierte Kopfbedeckung zwischen den Fingern drehend, schüttelt er melancholisch den Kopf . . .

Ein Gedanke! Den Hut entschlossen packend, zieht er ihn durch die klaren Fluten, wohl hundert Mal. Wie der Filz ausgewrungen und mit der Faust in Form gebracht an der Sonne hängt, liebäugelt er ihn an und murmelt: „Junge, Junge, als ob du eben aus dem Hutladen kämst!"

Was den Händen und den aufgekrempelten Armen so gut getan hat, wird dem ganzen Kerl auch nicht schlecht bekommen. Ein Stück der Kluft nach dem andern fliegt zu Boden.

Da das Wässerchen zum Schwimmen zu seicht ist, legt er sich abwechselnd auf Bauch und Rücken, und tobt mit Armen und Beinen wie ein Unsinniger. Die tanzenden Libellen entfliehen, ein Eisvogel, der vorüberflitzen will, macht erschrocken Kehrt . . .

Mit dem wie neugebornen Körper in die Lumpen hinein? Brrr! Wenigstens die Staude muß auch noch ins Wasser! Bald hängt das intimste Kleidungsstück neben dem Hut zum Trocknen in der Sonne.

Das durch das Bad erhöhte Lebensgefühl verlangt Betätigung. Ein wenig flußabwärts wuchert ein Weidengebüsch. Der kleine Hinrich war ein Meister im Flötenschneiden. Ob Adjen auch eine zustande bringt? . . .

Füt füt füt ist das einzige, was die erste Flöte kann. Es werden kunstvollere fabriziert, mit Löchern und verschiebbarem Holz. Unterschiedliche Töne geben die ja auch, aber eine Melodie wie früher will sich nicht recht formen. Zuletzt ist er's müde, lehnt an den Erlenstamm und pfeift sich eins mit den Lippen. Erst wird's ein Kundenlied und Gassenhauer, aber die Sonne scheint so goldig durch den Wald, läßt die Föhrenstämme rot leuchten und den rinnenden Fluß perlmuttern glänzen, — da klingt's auf einmal zu dem Quinquelieren der kleinen Waldvögel: Goldne Abendsonne, wie bist du so schön . . .

Gut, daß das Hemd leidlich trocken ist, denn es wird höchste Zeit zum Aufbruch.

Der Weg führt wieder über das Gehöft, auf

dem heute früh die Kinder sich in der Morgensonne vergnügten. Der kleine Schreihals sitzt einsam in der Dämmerung auf dem Trittstein der Häuslingskate.

Der Wanderer geht auf ihn zu, greift in die Rocktasche, verzieht das Gesicht zu liebenswürdigem Grinsen: „Lüttje Jung, wullt du düse Fleitjepiepen hebben?“

Kerlchen greift mit beiden Händen zu und hat die längste der Flöten schon am Munde. Der Ton lockt ein älteres Kind aus dem Hause. „Wo hest du de Fleitjepiepen her?“ — „Von 'n lewen Unkel.“

Das geht dem Davoneilenden gar sanfte ein. „Morgens 'n gräsigen Keerl, abends 'n lewen Unkel,“ murmelt er in den Bart, „kann de Minsch mehr verlangen?“

Als er im Begriff ist, in die Kantine einzutreten, kommt ein guter Bekannter aus der Tür. „Na, Adjen, wo hast du denn wieder herumgelumpt, man hat dich ja den ganzen Tag nicht gesehen. Man immer rein in die beste Stube, ich komme gleich nach.“

Dem also Begrüßten ist es, als wäre ihm ein Kübel schmutzigen Wassers über den Kopf gegossen. „Adjen will ich heute mal nicht sein!“ brummt er und schwenkt entschlossen zur Schlafbaracke hinüber.

Und ob denn aus dem Adjen Krabinski nicht überhaupt wieder ein Hinrich Wohlers werden könnte? spinnt er, nachdem er die Wolldecke über sich gezogen hat, seine Gedanken fort. Man müßte sechs Wochen nichts trinken, dann würde es zu einer anständigen Kluft langen . . . Und warum dann Hannes-Ohm nicht mal besuchen? . . . Kinder hat der nicht, auch keine näheren Verwandten, wer kann also wissen? . . . Und wenn der Mensch erst seßhaft ist, findet sich auch immer 'ne Frauensperson, die's mit ihm riskiert . . . Deubel, so könnte alles noch werden, wie's mir heute Nachmittag am Wasser geträumt hat . . . Es soll so werden, — so wahr ich Hinrich Wohlers heiße!

Erste Liebe.

Skizze von Lothar Schmidt.

Ein neues — oder, wenn man will, sehr altes Gesellschaftsspiel. Jeder von uns bejahrten Tischgenossen sollte nach dem Kaffee irgendeine Begebenheit aus seinem Leben erzählen. Nun kam auch an mich die Reihe:

Von meiner ersten Liebe, so gut ein Sechzigjähriger, ohne lange nachzudenken, sich daran erinnern mag, will ich Ihnen, verehrte Damen und Herren, erzählen. Turgenjeff, mein großer russischer Kollege, berichtet einmal, daß die Amme seine erste Liebe gewesen. Das ist natürlich Scherz. Manche mögen ja freilich zeitig angefangen haben, der Liebe Leid und Seligkeit zu verspüren. Ich aber zählte bereits ein Dutzend Jahre, als es über mich kam. Sie hieß Regina und war ein schönes, schlankes, schwarzes Mädchen von südlichem Typ, obwohl sie nur aus Grätz in Posen stammte, wo das berühmte Grätzer Bier herkommt — wissen Sie? — das so wunderbar schäumt, nach Rauch schmeckt und noch nie einen Sterblichen trunken gemacht hat. Regina war in meine märkische Vaterstadt gereist zu ihrer verheirateten Schwester, der Frau eines Dachpappenfabrikanten, um hier ihre letzten Schuljahre zu absolvieren und gleichzeitig wohl auch ein bißchen Hauswirtschaft zu lernen. Ihr erster Anblick war für mich entscheidend. Er fand unter nicht alltäglichen Umständen statt. Ich verliebte mich sozusagen bei bengalischer Beleuchtung. Eines Abends im Sommer war vor den Toren der Stadt ein großes Schadenfeuer ausgebrochen. Was so ein Unglück Jungen in dem Alter für einen Heidenspaß macht, das rufen sich vielleicht die Herren mit den grauesten Köpfen noch ins Gedächtnis zurück. Hinter der Feuerspritze rasten wir Buben wie die Besessenen dahin, wo der Himmel in blutige Glut getaucht war. Die Dachpappenfabrik des Herrn N. stand in Flammen. Mächtige Feuergarben schossen durch ein Gewölk von Qualm aus dem Gebäude hervor. In gebührender Entfernung von dem Brand stand ein Paar; ein Mann, wie festgebannt, mit verschränkten Armen und an ihn gelehnt, bebend vor Angst, ein kleines Mädchen, aus deren weit aufgerissenen dunklen Augen der Widerschein der Flammen zuckte. Jetzt, ganz von ungefähr irrte ihr Blick ab, auf mich. Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging. Die anderen Jungen schafften hurtig Wasser herbei, halfen die Pumpen in Bewegung setzen, lärmten und johlten. Ich aber rührte mich nicht von der Stelle.

Erst als die Fabrik bis auf die wenigen Umfassungsmauern niedergebrannt war, gingen die beiden nach Hause. Ich auch.

Nachts weckte mich mein älterer Bruder: „Was quatschst du denn in einem fort: Regina? Regina? Laß mich doch schlafen!“

Am nächsten Tage, in der Lateinstunde, bildete ich das furchtbare Perfektum venivi. Was das bedeutet, meine Damen und Herren, das mögen sie sich von kundigen Quartanern erklären lassen. Es war überhaupt ds größte Verbrechen gegen den heiligen Geist der Grammatik. Daß ich nachher in der Geographie die königliche Haupt- und Residenzstadt Breslau auf der Karte von Kleinasien suchte, war ein harmloses Versehen dagegen. Reginas Verwandte wohnten in einem Eckhaus am Marktplatz. Dort, an einem Fenster des ersten Stockes, über dem Laden des Kolonialwarenhändlers Siebenlist, war sie, auf erhöhter Estrade sitzend und mit einer Handarbeit beschäftigt, fast jeden Nachmittag im Halbformat sichtbar. Wie oft ich stundenlang im Quadrat um das Rathaus herumging — wer hätte das zählen mögen? Und wurde meine Ausdauer auch nur einmal durch den Anblick des schwarzbezopften Mädels hinter der Gardine belohnt, so war die Seligkeit groß. Zuweilen tauchte neben dem Kopf Reginas auch der eines riesigen Bernhardinerhundes auf. Das Tier hatte die Vorderpfoten auf dem Fensterbrett und verfolgte mit Interesse die Vorgänge auf dem Markte. „Ach, wenn ich bloß der Hund wäre!“ dachte ich. Nicht nur, weil die feine, weiße Hand Reginas mir dann manchmal den Schädel gekrault hätte, sondern weil ich auch immer in ihrer Nähe hätte sein dürfen. Und wirklich, in meiner Phantasie war ich dieser glückliche Bernhardiner. Treu lag ich zu Reginas Füßen, jedes Winkes gewärtig. Ich schützte sie vor Gefahren, die meine Romantik erfand. Und einmal sprang ich einem Kerl an die Kehle, der ihr heimlich die schwarzen Zöpfe abschneiden wollte.

Eines Tages, an dem ich vergeblich Reginas Erscheinen am Fenster erwartete, winkte mich der Kolonialwarenhändler Siebenlist herbei. Er stand wie gewöhnlich mit seiner langen Tabakspfeife vor der Tür: „Du, kleener Schmidt, was rennste denn eegentlich wie'n wahnsinniger Häring um den Markt? hä? Haste denn jarnischt zu arbeeten?“

Ich wurde rot bis an den Hals.

„Machst woll dem Mächen da oben Fensterpromenaden, du Laufebengel? Wart', das werd' ich deinem Vater sagen, damit er dir ordentlich das Fell jerbt. Ein nettes Früchtel biste! Weeste denn übrigens nich, daß sie den Dachpappenfritzen heut' früh einjelocht haben, weil er selber seine Fabrik hat anjezunden.“

Ich weiß nicht, wie mir geschah. Es war, wie wenn plötzlich alles Blut aus mir wich und mein Körper ganz ohne Gewicht wäre. Ich wollte etwas sagen, wollte dem Manne ins Gesicht schreien, daß er lüge. Ich brachte kein Wort heraus.

Als ich mich wiederfand, lag ich auf meinem Bette und heulte.

— — —

Das kleine Nest war bald voll von der Skandalaffäre. An den Fenstern des Eckhauses am Marktplatz heruntergelassene Jalousien. Regina und ihre Schwester samt dem Bernhardiner waren, so hieß es, zu den Eltern nach Grätz gefahren, während der Dachpappenfabrikant im Zellengefängnis des Amtsgerichts seiner Aburteilung harrte.

Ich konnte an seine Schuld nicht glauben, an ein Verbrechen von Reginas Schwager.

Weil ich blaß und elend war, bekam ich von meiner Mutter jetzt jeden Tag ein rohes Filetbeefsteak und ein Glas Ungarwein. Das schmeckte mir zwar sehr gut, aber zu trösten vermochte es mich nicht.

Heimlich nahm ich mir den Schulatlas vor und suchte mit dem Finger die Stadt Grätz in Posen. Ich starrte auf den Namen und dachte an Regina. Und wenn der Mond des Abends in unsere Schlafstube schien, dann war er mir derselbe Mond, der zur selben Sekunde auf Regina in Grätz herniederblickte.

Monate vergingen. Die Gerichtsverhandlung fand statt. Der Dachpappenfabrikant wurde glänzend freigesprochen. War das ein Jubel in meiner Seele!

Aber Regina kehrte nicht zurück.

Ein altes Mütterchen saß fortan auf der Estrade am Fenster.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ich für ein anderes Mädel schwärmte.

Diesmal war es ein blondes — —

Dies, meine Damen und Herren, war meine erste Liebe.

Ich bezahlte sie mit einem zweijährigen Aufenthalt in der Quarta.

Verklungenes Mühlenlied.

Am Dorfesend, im Wiesengrund,
In schiefen Giebelwänden, steht die alte Mühle;
So manche heiße Sommermittagsstund'
Verträumt ich dort in Lindenschattenkühle.

Das alte, grünbemooste Wasserrad,
Hat mir von wechselvollem Leid und Glück gesungen.
Und ach — heut hat ein dünner Kupferdraht,
Das alte Wasserrad, den trauten Sang, bezwungen.

Den Lindenbaum, den find' ich auch nicht mehr,
Der schützend über's Giebeldach sich senkte.
Das Schwalbenpärchen ließ das Nestchen leer,
Wer weiß, warum den Flug es weiter lenkte?

Der alte traute Klang ist ganz verstummt.
Am Kupferdraht ein kleiner Motor brummt,
Das grünbemooste Rad soll nicht mehr singen.
Doch dem wird nie das alte Lied gelingen.

Willy Moll.

Wenn sich die Sonnersonne wendet.

Von Sonnenwendfesten und Sonnenwendbräuchen.

Von Elsa Nuß.

Nachdruck verboten.

Wenn in der zweiten Hälfte des Juni der Tag seine größte Länge erreicht hat, wenn im Norden die „weißen Nächte“ mit ihren silbrigen Dämmerungsschleiern alles in eine weiche, geheimnisvolle, traumhafte Stille hüllen, wenn Johanniswürmchen gleich winzigen Sternchen aus dem dunklen Blätterwerk leuchten, wenn den blühenden Linden und dem Nachtschatten süße Düfte entströmen, dann rüsteten sich derzeinst unsere Vorfahren, das große Fest der Jahresmitte, die Sommersonnenwende zu feiern. Es war ein heiliges Fest, bei dem dem Gotte Baldur oder Baldr — der Wärme und Leben verbreitenden Sonne — die größte Verehrung zuteil wurde. Aber dies Freudenfest war auch zugleich ein Trauerfest. Baldr, das Sinnbild des aufsteigenden Lichtes im wachsenden Jahre, muß sterben, wenn das Jahr sich neigt, wenn sein blinder, lichtloser Zwillingsbruder Hödur, der ihm feindlich gesinnt ist, die Herrschaft des sich neigenden Jahres antritt und ihn mit einem Mistelzweige tötet. Mit Baldr stirbt auch seine Gattin Nanna, die Blütenfülle des Sommers, die mit dem Sinken der leuchtenden Sonne dahinwelkt. Soweit der altgermanische Göttterglaube. Die christliche Kirche in ihrer großzügigen Anpassungsfähigkeit deutete die Gottheit Baldur als die Person Johannis des Täufers und schuf am 24. Juni einen Mittelpunkt, um den sich die alten heidnischen Gebräuche, die ganze Fülle des alten Volksglaubens scharen konnte.

Drei hochbedeutende Kulthandlungen waren in Mittel- und Nordeuropa verbreitet: das Anzünden des Sonnenwendfeuers, das Drehen des feurigen Rades und das Aufpflanzen der Mittsommerstange. Alt und jung, Buben und Mädels zogen in uralten Zeiten wie noch im Mittelalter am Vorabend des Johannistages von Haus zu Haus und sammelten Reisig, altes Gerümpel, und wenn möglich, eine leere Teertonne. Damit ging es auf den Anger oder die Wiese vor der Stadt, und hier wurde ein weithinleuchtendes Feuer gleich einer Opferflamme angezündet. In übermütiger Weise wurde ein wilder Reigen um die lodernden Scheiterhaufen aufgeführt und manch Beherzter sprang mit seinem Mädel in kühnem Schwung über die glühende Lohe. Zugleich leuchtete ein auf einer Stange befestigtes, abwärts rollendes feuriges Rad, das Bild der von ihrer nunmehr erreichten Höhe wieder herabsteigenden Sonne.

Nicht so verbreitet wie Johannisfeuer und Sonnenrad scheint der Mittsommerbaum gewesen zu sein. Es war dies eine Birke, Eiche oder Fichte, ihres Blätterschmuckes beraubt, geschmückt mit Kränzen, Blumen und farbigen Bändern, die im Orte aufgepflanzt und gleich dem Johannisfeuer in tollem Jubel umtanzt wurde. Dabei gab man der Hoffnung auf eine reiche Ernte Ausdruck. Das Vieh wurde zur Verhütung von Seuchen um den Baum getrieben, und Splitter des Baumes, der dann im Sonnenwendfeuer verbrannt wurde, galten als Heilmittel gegen das Fieber.

Diese Kulthandlungen wurden im frühen und späten Mittelalter noch überall geübt. Eine Münchener Urkunde von 1101 erzählt, daß Herzog Stephan und seine Gemahlin in der Sonnenwendnacht mit den Bürgersfrauen um das Feuer tanzten; ein gleiches taten 1407 der Herzog von Bayern mit seinem ganzen Hofstaat. Auch Kaiser Maximilian ließ 1497, als er in Augsburg weilte, durch seinen Sohn, den Erzherzog Philipp, am Johannisabend einen 45 Schuh hohen Scheiterhaufen aufrichten und durch die schöne Susanne Neithardt in Brand stecken. Im 16. und 17. Jahrhundert war es in den größten Städten Frankreichs Sitte, die Holzstöße vor dem Rathause aufzuschichten und reich mit Blumen und Laub zu schmücken: der Maire hatte die Verpflichtung, eigenhändigst das Feuer anzuzünden. Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts bestand im Moseltale die Sitte, am Johannisabend brennende Räder von den Weinbergen in den Strom hinabzuwälzen, und dieser Brauch gestaltete sich zu einem frohen Volksfeste.

Unser kaltes, kultfeindliches Zeitalter hat diese alten volkstümlichen Gebräuche in die kleinsten und entlegensten Dörfer und Städtchen Deutschlands verjagt. In der Nähe der Großstädte trifft man heute wohl hie und da eine Schar wanderfroher Jugend, die auf Hügeln und Feldern ein Sonnenwendfeuer anzündet. Nur im Norden Europas, in Finnland, Schweden und in Lettland wird dieses Fest noch als schönstes Volksfest begangen, das in Finnland „Kokkofest“, in Schweden „Mittsommerfest“ und in Lettland „Ligo jabnitfest“ genannt wird.

Pflanzen auf der Wanderung.

Von Dr. Friedrich Knauer.

Wandernde Pflanzen! Ist das nicht ein Irrtum? Wie käme die an die Scholle gefesselte Pflanze zur Fortbewegung? Und doch ist dem so. Passiv und aktiv, unfreiwillig und mit ihrem Zutun wandern Pflanzen von Ort zu Ort.

Nach jeder großen Ausstellung, die Ballen und Kisten aus der ganzen Welt zusammenführt, kann der Botaniker in der Umgebung der Ausstellungsgebäude die eine oder andere Einwanderin aus dem Pflanzenreich konstatieren. So manches lästige Unkraut hat sich auf solchem Wege dauernd eingenistet. Der Industriemensch von heute, der den Verkehr zwischen den entlegensten Erdgebieten aufrecht erhält und die Erzeugnisse von allen Herren Ländern hin und her befördert, ist der Hauptverbreiter nötiger und unnötiger Tiere und Pflanzen. Aber auch die Tierwelt steht im Dienste der Pflanzenverbreitung. Zu diesem Zwecke mit allerlei Haf- und Haftorganen bedachte Pflanzenfrüchte bleiben an Haar und Wolle der Säugetiere haften und werden von diesen weitergeschleppt. Wie überwoll von Kletten erscheint oft unser Weidevieh, der Jagdhund, den sein Weg über Wiesen und Felder führt, das Schwein, das sich an den Straßenrändern herumtreibt. Innerhalb wie weiter Gebiete eine Pflanzenwelt auf solche Weise weiterwandert, zeigt die Verbreitung der südrussischen Klette.

Vor 80 Jahren in der Krim noch unbekannt, ist sie 1856 dort schon ein allgemein lästiges Unkraut. 29 Jahre früher ist sie schon in der Moldau eingebürgert. Russische Reiterei schleppt sie in die ganzen Donaufürstentümer ein, von wo sie auf ähnlichem Wege nach Serbien und Südungarn gelangt. Im Jahre 1830 zeigt sie sich schon bei Wien und verbreitet sich bald über ganz Niederösterreich und Bayern. Etwa 40 Jahre später taucht sie bei Paris und bald darauf auch in England auf. Und so ist dieses lästige Unkraut, sehr zum Schaden der Schafzüchter, denen durch die anhaftenden Kletten der Wollwert verringert wurde, durch den Welthandel mit Wolle, Fellen, Häuten nach Australien, Amerika, in die ganze Welt verbreitet worden.

Und ebenfalls unter Mithilfe von Tieren wandern Pflanzen mit fleischigen Früchten von Platz zu Platz, verbreitet sich die Mistel, deren Beeren die Drosseln mit Vorliebe verzehren, von Baum zu Baum, erstehen auf unzugänglichstem Platze Holunderstäucher, Vogelbeerbäume, Hundsrosen, Ligusterbüsche, ohne daß sich der Laie vorstellen kann, wie denn der Pflanzenflor oft mitten im Steingewirr oder auf nacktem Mauerwerk entstanden sein konnte.

Schon mehr den Anschein selbsttätigen Fortwanderns bieten jene Fälle, in welchen Früchte und Samen leichtflüchtig dahinsegeln. Wohl ist es der Wind, der die vermeintlichen Flieger ins Weite führt, aber sie sind solchem Fluge angepaßt und gemahnen mit ihren Fächern, Flügeln, Luftschirmen und manchem andern aeronautischen Behelf in der Tat an diesen und jenen Flugkünstler aus der Tierwelt. Wer gedenkt da nicht der Flügelfrüchte des Ahorns, der Esche, der Birken und Buchen und Linden, an die kleinen Fallschirmen vergleichbaren Haarkronen der Früchtchen des allbekannten Löwenzahns und mancherlei anderer beflügelter, geschwänzter oder behaarter Früchte, die der Wind in sanftem Schweben oder wirbelndem Drehen vor uns dahinweht, bald nur auf kurze Strecken, bald weithin über Flüsse und Meere, in die Wüste, ins Gebirge, auf fruchtbares oder wieder auf ungeeignetes Terrain. Zumal die niederste Pflanzenwelt der Flechten und Pilze ist auf solche Verbreitung ihrer staubartigen Samen durch den Wind angewiesen, der sie bis hinauf in die vegetationslose Gebirgsöde entführt und dort an kahler Felsenwand als Vorposten der Vegetation Fuß fassen läßt. So verstehen wir es, wie an steilster Steinwand, aus einer Ruinenritze, auf jähem Turmrande eine Föhre, ein Birkenstämmchen, eine blühende Stande auftauchen kann, durch Windeshilfe, nicht von Menschenhand gepflanzt. Ganz wunderliche Formen nimmt aber solche Windfahrt an, wo die Pflanze nach der Reife sich vom Boden loslöst, zum leichten, dürren, rundlichen Knäuel zusammenballt und dann dem Winde überläßt, der sie, wie die bekannte „Rose von Jericho“, über die Steppe dahinfegt, oder andere Arten der südrussischen und asiatischen Steppen zu kleinen und wieder hüttengroßen Ballen zusammenhäuft und diese großen und kleinen Haufen, die „Steppenhexen“, in gewaltigen Sätzen und Sprüngen über die Steppenöde dahinjagen läßt.

In der Tat aktiv erscheint uns aber jene Weiterverbreitung der Pflanzen, bei welcher die Pflanze ihre Samen geradezu weiterschleudert und denselben so im Umkreise weitere Verbreitung sichert. Wer kennt nicht das Rührmichnichtan oder Springkraut und die hierher gehörigen Balsaminen, den Hornklee, die Walderbse, die Pelargonien, bei welchen die Samen von der Mutterpflanze zur Zeit der Reife herausgeschleudert werden. So wirft der südeuropäische Bärenklau (Acanthus), dessen schöne Blätter den Vorwurf zum Kapitäl der korinthischen Säule boten, wie schon Goethe auf seiner italienischen Reise beobachtete, seine Samen 10 Meter weit von sich. Dabei sind die Samen, um der Luft weniger Hindernisse zu bereiten, rund und glatt und stellen sich die vorher versteckten oder hängenden Früchte knapp vor der Reife aufrecht oder über die Hüllen hinaus.

Aber die Pflanze wandert auch wirklich selbst weiter. In Wald und Garten kann das jeder studieren und auch an seinem Süßwasseraquarium. So verbreiten sich die Myceliädigen der Pilze durch Ableger strahlenförmig aus und bilden auffallende Ringe in oft weitem Umkreise, so entstehen die Hexenringe oder Elfenringe, welche der Aberglaube als die Tanzplätze der Hexen und Elfen in der Walpurgisnacht bezeichnet; so verbreiten sich der Ackerschachtelhalm, das Quickengras und andere Unkräuter durch Ableger so rasch, daß bald das ganze Ackerfeld von ihnen besetzt ist, und läßt das Schilfrohr auf feuchtem Boden andere Pflanzen gar nicht aufkommen. Im Aquarium sieht man den bekannten Froschbiß, der sich mit seinen Wurzeln nicht im Bodengrunde festletzt, sondern den ganzen Sommer über schwimmend an der Oberfläche hält, reichlich in den Achsen der Laubblätter aus dem sehr kurzen Stamme Schößlinge treiben, welche mit einer Knospe abschließen und rasch zu neuen Laubblättern ausbrechen, so daß bald die ganze Oberfläche mit Froschbißstöcken bedeckt ist. Im Herbste aber bilden sich kürzere Schößlinge, deren Knospen sich nach einiger Zeit ablösen und in die Tiefe sinken, hier überwintern und im nächsten Frühjahr wieder an die Oberfläche kommen und zur fertigen Pflanze auswachsen.

Und in ähnlicher Weise senden andere Pflanzen „Ausläufer“ aus und erobern sich so von Jahr zu Jahr neues Terrain. Allbekannt sind in dieser Richtung die Erdbeere, das Veilchen, die Gundelrebe, welche wagerechte, blattlose Seitenzweige aussenden und diese an jeder Stelle Wurzel fassen und zu neuen Pflanzen werden lassen können, und das Sinngrün und der Brombeerstrauch, welche bogenförmige Ausläufer entsenden, die nur aus der endständigen Knospe eine neue Pflanze zu entwickeln vermögen. Solcher Art entsendete nach Kerner ein Erdbeerstock in einem Sommer 15 Ableger, von welchen im nächsten Sommer über 200 neue Stöcke gebildet wurden, so daß der Erdbeerstock, der im ersten Jahre einen Raum von 59 Quadratzentimeter inne hatte, im zweiten Jahr über eine Fläche von 3609 Quadratzentimeter sich ausgebreitet hatte. Viel rascher wandert die Brombeere weiter, die Ausläufer von 6½ Meter Länge entsendet und sich so mit einer einzigen solchen Entsendung ein Terrain von etwa 7 Quadratmetern erobert.

Nun kommt die Stille — —

Nun kommt die Stille über die Welt —
Die lauten Wünsche schweigen.
Mir ist, ich sähe vom Himmelszelt
Segnend den Frieden sich neigen.

Nur heimlich raunt es im Lindengeäst,
In den herrlichen, duftenden Kronen.
Die Vögel sind's, die im weichen Nest
So traulich behütet wohnen. —

Es schläft der Wind. — Leis fällt der Tau. —
Bald blinken die ersten Sterne.
Und immer tiefer im Dämmerblau
Verschwimmt die ruhende Ferne. —

Der helle Mond, ein silberner Kahn,
Schwebt über dem Dunkel der Bäume.
Ich fahre selig auf himmlischer Bahn
Mit ihm in das Land der Träume. —

L. Beccard-Blensdorf.

Bei Nacht im Moor.

Von Heinrich Schauerte.

Das Schweigen schreitet durchs dunkle Moor
Das Grauen folget mit Macht,
Und Irrlichter huschen aus Tümpeln empor.
Die Moorfrau schauerlich lacht.

Die Nebelfrauen rücken heran
Und tanzen in wilden Reih'n —
Die Einsamkeit rührt leise mich an
Und läßt mich dann träumend allein.

Der Tag nimmt Abschied von dem einsamen Moor. Blasse Nebel breiten sich wie graue Schleier darüber hin und entführen meinen Blick in ferne Weiten. Düster sinkt dann der Abend auf das verlassene Moor, und in seinem Gefolge zieht die stumme Finsternis. Kein Vogellied steigt mehr zum Himmel auf, Unke und Kröte kauern schlafend im modernden Sumpfgras, und auch die sangesfrohe Grille am grünen Busch hat ihr Fiedeln eingestellt. Mit lautlosen Schritten geht die Stille über das Moor und saugt jeden Laut auf, auch den letzten Käbitzschrei, der störend durch die Nacht gellt und dann in der leeren Weite verhallt.

Dieses wesenlose Schweigen berührt unheimlich. Wen der Zufall oder ein Geschäft in die Nähe bringt, der eilt flüchtiger als sonst vorbei. Langsam tappt das Grauen auf mich zu und will mich fassen und mir das Moor verleiden, gleich als sollte ich die spukhaften Gestalten der Nacht nicht sehen. Aber auch im Zustande unheimlichen Schweigens und finsteren Grauens will ich das Moor kennen lernen, wie es Westfalens größte Dichterin, Annette von Droste, so wahr und ergreifend geschildert hat in der schauerlich-schönen Ballade: „Der Knabe im Moor.

Einsam schreite ich dahin über den grasbewachsenen Pfad durchs stille Moor, während tiefes Schweigen mich umschleicht und jeden Herzschlag vernehmbar macht. Graue Motten fliegen gegen meine Laterne und sind mir willkommen als einzige Lebewesen in dieser menschenleeren Weite. Verlassen steht hinten im Moor ein Haus, von Wallhecken und krausen Hängebirken umhegt; ein matter Lichtschein leuchtet daraus ins Dunkel, und Hundegebell schallt ab und zu herüber.

Die braunästigen Baumreihen des Dammweges entschwinden meinem Blick und legen sich wie verträumt in das dunkle Wolkenbett, das die Nacht ihnen am Rande des Moores bereitet hat. Der Kiefernwald mit seinen Pyramidenkronen steht da wie ein schlafendes Heer; helle Birkenbüsche leuchten vor ihm auf. Die einsamen Erlen am Sumpfloch und die schlanken Pappeln am Fahrweg stehen da wie lauernde Posten. Die breitkronigen Linden, die in Reih und Glied am Wege stehen, ragen mit ihren Spitzen hinein in die hängenden Wolken und kommen mir vor wie ferne Hochgebirge mit vielen spitzen Felsengraten. Weiß und grau steigt der Moorrauch auf, schwebt über die weite Fläche, umfängt die Büsche und einsamen Bäume und legt sich wie Alpdruck auf sie, wie es Fritz Stöber so schön von seiner heimatlichen Heidelandschaft besungen hat:

„Der Moorrauch steigt und geistert bleich
In qualmenden Wolken durchs Heidereich.
Und über die Halme und Sträucher schwer
Schleicht es mit weißer Bürde umher.“

Glasmalerei.

Eine Beschäftigung für freie Stunden.

Glasmalerei ist keine Beschäftigung für den Winter, da hier das Tageslicht im allgemeinen zu dunkel ist. Es ist auch davon abzuraten, diese Arbeiten bei künstlichem Licht auszuführen. Ein heller, freundlicher Vor- oder Nachmittag in der Ferienzeit, wenn Lesen, Briefschreiben und Plaudere i uns gar zu langweilig erscheinen, ist der beste Zeitpunkt, um diese Bastelei zu beginnen. Selbstverständlich wollen wir nicht gleich Kirchenfenster malen, auch keinen werkstattmäßigen Betrieb daraus machen. Uns liegt lediglich daran, in ein paar freien, unausgefüllten Stunden unsere Geschicklichkeit und — unseren Geschmack ein wenig zu üben.

Das Material ist leicht beschafft. Glaserglas zu verwenden ist nicht rätlich, da es zu dick und auch zu teuer ist. Wer Amateurphotograph ist oder einen solchen zum Freund hat, wird sicher einige Negative in den für uns in Frage kommenden Größen 9 : 12 und 13 : 18 zur Verfügung haben. In anderem Falle gibt jeder Photograph für diese Zwecke gerne ein paar solcher Negative ab. Ferner brauchen wir: zwei Zeichenfederhalter, eine harte und eine weiche Zeichenfeder, einen Bogen weißen Karton als Rückwand, ein Fläschchen schwarzer oder, wenn man die Konturen bunt zeichnen will, bunter Tusche. Wo nicht schon vorhanden, ist noch aus einer Farbenhandlung folgendes zu besorgen: einige Näckchen Bronze-Gold und einige der Hauptfarben, Bronzetinktur, etwas Terpentin, einige kleine Pinsel und Farbennäpfchen.

Jetzt könnte eigentlich schon die Malerei losgehen, aber wenn wir nicht abgewaschene Platten zur Verfügung haben, müssen wir dies erst selbst besorgen.